

RAYMOND A. VILLAREAL

DIE **CHRONIK** VOM
AUFSTAND
DER **VAMPIRE**

PIPER

ROMAN

Raymond A. Villareal
Die Chronik vom Aufstand der Vampire

PIPER

Zu diesem Buch

Die Vampire sind unter uns! Als eine Leiche aus der Gerichtsmedizin einer Kleinstadt gestohlen wird, glauben die Behörden zunächst an einen Streich. Aber die Vorfälle häufen sich, immer mehr Tote verschwinden und kehren zurück – als Vampire. Die Saat des Vampirismus greift wie eine Epidemie um sich. Und die Vampire dürsten nicht nur nach Blut. Sie wollen Teil unserer Gesellschaft werden. Inmitten politischer Verwicklungen, religiöser Fanatiker und dem Wunsch nach Schutz von Minderheiten entbrennt ein Kampf um die Vorherrschaft über unsere Welt ... Dieses faszinierende Werk sprengt die Grenzen zwischen Horror und Politik und spielt auf erschreckende Weise mit den Ängsten unserer Zeit.

Raymond A. Villareal praktiziert als Rechtsanwalt in San Antonio, Texas. Sein erster Roman wurde bereits vor Erscheinen in einem Megadeal von 20th Century Fox für eine Verfilmung erworben.

Raymond A. Villareal

DIE CHRONIK VOM AUFSTAND DER VAMPIRE

Aus dem Amerikanischen
von Andreas Decker

PIPER

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

Piper  Fantasy.de



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe

ISBN 978-3-492-28216-1

Oktober 2019

© Raymond A. Villareal 2018

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»A People's History of the Vampire Uprising« bei Mulholland Books,
New York 2018

© Piper Verlag GmbH, München 2019

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Umschlagabbildung: Artenauta/Adobestock

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

Für Mom und Dad

»Die einzige Rettung der Besiegten besteht darin,
auf keine Rettung zu hoffen ...«

Vergil, Die Aeneis

VORWORT

Es ist viel zu früh. Genau das war mein erster Gedanke, als man mich bat, die noch neue Geschichte der Gloamings und ihres Eintritts in die Gesellschaft zu schreiben. Noch immer verändert sich alles in einem unglaublichen Tempo. Aber genau diese sich ständig verändernden Bedingungen – versuchen wir doch weiterhin zu ergründen, wie wir in die jetzige Situation kamen – brachten mich auf eine Erkenntnis: Jetzt ist der perfekte Augenblick, um den Anfang, die Mitte und das Ende zusammenzutragen. Oder zumindest den Moment einzufangen, der das *in medias res* unserer derzeitigen Konflikte darstellt.

Manche Historiker mögen berühmtere oder berüchtigttere Individuen auswählen, als ich hier dokumentiert habe – aber ich bin der Ansicht, dass die Personen in diesem Bericht den Verlauf der Geschehnisse entscheidend beeinflusst haben. Tatsächlich sind die anderen Dokumentationen über diese Periode mit einiger Skepsis zu betrachten. Ihre Recherchen sind bestenfalls oberflächlich, ihre Prosa ist viel zu sehr auf die schlüpfrigen Details irrelevanter Ereignisse fixiert.

Dieses Buch ist auch den Märtyrern gewidmet, die der Sache ihr Leben geopfert haben – egal auf welcher Seite. Andere Historiker haben den Versuch unternommen, diese Todesfälle für ihre eigene Agenda in Beschlag zu nehmen. Natürlich entbehrt

es nicht einer gewissen Ironie, dass das Auftreten der Gloamings ausgerechnet zu einer Zeit geschah, in der wir uns allgemein in den ruhmreichsten Tagen unseres Imperiums befanden – »*Un grand destin commence, un grand destin s'achève*«, um mit Corneille und seiner Beschreibung des Römischen Reichs zu sprechen. Aber jene anderen Historiker lassen sich von diesem Missverständnis leiten.

Ich nicht. Ich lehne das ab.

Trotz meines großen persönlichen Opfers habe ich mir Mühe gegeben, unparteiisch zu sein. Während der Recherchen für dieses Buch wurde ich bedroht und angegriffen. Mein Zustand hat sich nach diversen Krankenhausaufenthalten einschneidend verschlechtert. Aber ich urteile nicht über die Verantwortlichen. Diese Seiten sind für alle zusammengetragen worden: für die, die diese Zeit erlebt haben – und für die, die sie nicht überlebt haben.

Ich hoffe, verehrter Leser, dass sie Ihnen eine aussagekräftige Perspektive bieten werden, um Ihre eigenen Beurteilungen zu treffen.

[ZENSIERTE UNTERSCHRIFT]

22. April

New York Post – 13. März¹: Vergangene Nacht wurde das Haus des wohlhabenden Prozessanwalts John Hatcher im Flatiron District von drei unbekannten Personen ausgeraubt. Das Gebäude war verlassen, weil Mr. Hatcher eine Aufführung von »Nixon in China« besuchte. Die Diebe stahlen eine unbestimmte Menge Gold, die Gerüchten zufolge einen Wert von mehr als 10 Millionen Dollar haben soll. Laut unseren Quellen aus dem FBI-Regionalbüro von New York City wurde Mr. Hatchers kostspielige und moderne Alarmanlage nicht sabotiert, dennoch waren die Videoaufnahmen für die Behörden unbrauchbar. Ein Sprecher des FBI sagte, es gebe derzeit keine Verdächtigen. Die Ermittlungen wurden aber aufgenommen.

¹ Seite 3, Lokales

KAPITEL 1

15. MAI, DER URSPRUNG DIE ENTDECKUNG VON NOBI: TAG EINS

Dr. Lauren Scott
Forschungsärztin, Centers for Disease Control

»Lass die Toten ihre eigenen Toten begraben.« Das sagte mein Vater immer, wenn er mit einem nutzlosen Vorhaben konfrontiert wurde. Das ging mir durch den Kopf, und natürlich das Blut, um das es während dieser ganzen Untersuchungen und Diskussionen immer wieder ging. Es mag merkwürdig sein, das von einer Ärztin zu hören, aber der Anblick von Blut hat mir seit frühester Jugend Angst eingejagt. Haben Sie je gesehen, wie ein Vogel gegen eine Scheibe fliegt und zu Boden fällt? So ein ähnliches Gefühl ist das. Als ich noch ein Kind war, sackten mein Puls und mein Kreislauf abrupt ab, und *bumm!* ging das Licht aus, alles wurde dunkel. Ich wachte auf dem Boden wieder auf.

Mit fünfzehn brachte mir ein Arzt geduldig die Methode der angewandten Anspannung näher, bei der man die Muskeln in Beinen, Oberkörper und Armen anspannt, um den Blutdruck zu erhöhen und auf diese Weise einer Ohnmacht vorzubeugen. Das war genial. Ich verbrachte Jahre damit, diese Übung zu perfektionieren – sämtliche Muskeln zu kontrahieren, bis es für mich zur Gewohnheit wurde –, denn schließlich musste ich mit

dem Anblick von Blut umgehen können. Schon als Kind wollte ich unbedingt Ärztin werden.

Ich weiß, das behauptet jeder Arzt. Aber es stimmt. Mein Dad hat sich den Lebensunterhalt mit der Reparatur von Kühlschränken verdient, und ich habe ihn im Sommer oft begleitet. Ich fand es faszinierend, wie er vorsichtig die Rückwand abnahm, um das Innere des Motors zu enthüllen. Mit der Sorgfalt eines Chirurgen löste er die Drähte aus Adapter und Kompressor und zog sie ab. Er entfernte das Lötzinn, um die kaputten Kabel zu reinigen und zu ersetzen. Selbst bei einem Vogelnest aus Drähten wusste mein Vater ganz genau, welchen er herausziehen und reparieren musste. Ich betrachtete ihn gewissermaßen als Kühlschrankdoktor und stellte mir dabei vor, dass er alte Roboter operierte. Ich wollte auch ein Arzt wie mein Vater sein – aber ich wollte Menschen wieder in Ordnung bringen, keine Kühlschränke.

Meine Mutter war ähnlich präzise, wenn auch auf entschieden weniger produktive Weise. Sie stellte wie eine Verrückte sämtliche Tische und Gegenstände im Haushalt um, damit sie *in der richtigen Reihenfolge* dort standen! Durch die beiden wuchs ich mit einer extrem disziplinierten Persönlichkeit auf, was für den Medizinerberuf von Vorteil ist. Meine jüngere Schwester Jennifer war das genaue Gegenteil von mir. Mit zwölf war sie bereits mehr als zehnmal von zu Hause weggelaufen. Dabei ging es ihr gar nicht darum, dort wegzukommen; sie verließ das Haus einfach nur, um zum See oder zu einem Konzert zu gehen, oder auch bloß ins Einkaufszentrum. Nach einer Weile begriffen meine Eltern, dass Jenny lediglich das Leben kennenlernen wollte. »Sag uns das nächste Mal, wo du hinwillst«, brüllte mein Vater sie an, nachdem sie drei Tage lang verschwunden war – um wandern zu gehen. »Dann fahre ich dich hin. Verstanden?« Was er auch sehr oft tat, bis sie endlich ihren Führerschein erhielt – was ebenfalls ein Kampf von fast epischen Ausmaßen wurde.

Beim Medizinstudium merkte ich schnell, dass alles richtig Invasive einen mit Blut in Berührung brachte. Darum konzen-

trierte ich mich auf Virologie. Als ich das erste Mal mit *der* Krankheit in Berührung kam, hatte ich gerade beim Center for Disease Control and Prevention (CDC) angefangen.

Das CDC ist eine Regierungsbehörde, deren Ziel es ist, die öffentliche Gesundheit und Sicherheit durch die Kontrolle und Vermeidung von Krankheiten, Verletzungen und Behinderungen zu schützen. Ich hatte kurz zuvor an der medizinischen Fakultät meinen Abschluss gemacht und wollte Forschungsärztin werden. Nach meiner Assistenzzeit hielt das CDC an meiner Universität einen Vortrag über die Vorgehensweisen in Fällen, in denen Ärzte mit neuen und ungewöhnlichen Symptomen konfrontiert werden. Die damit verbundenen deduktiven Schlussfolgerungen faszinierten mich – als wäre man ein Detektiv, der nach Mikroben und lebenden Zellen suchte. Mein Hintergrund in der Forschung und meine Erfahrungen in einem Labor der Biosicherheitsstufe 3 mit Pathogenen und tödlichen Wirkstoffen ließen meinen Lebenslauf wie maßgeschneidert für diese Behörde erscheinen. Zu der Zeit hatte ich bereits diverse Praktika bei der Weltgesundheitsorganisation in verschiedenen Drittweltländern gemacht, hauptsächlich in Westafrika. Also, das war ein idealer erster Job.

Bei einem mäßig gefährlichen Gesundheitsalarm im Land setzte man für gewöhnlich die junge und unerfahrene Anfängerin in Marsch – also mich. Darum zuckten meine älteren Kollegen auch nicht einmal mit der Wimper, als wir am zweiten April einen seltsamen, eher vagen Bericht aus Nogales, Arizona, erhielten. Es schien nicht mehr als ein Routinejob zu werden.

Deshalb schickte das CDC mich.

Die Anfrage aus Arizona war allerdings etwas dringlicher als gewöhnlich, weil Nogales eine Grenzstadt ist, und ehrlich gesagt weiß man nie, was man sich in solcher Nähe zu einem anderen Land einfangen kann. Darüber hinaus war das auch die Woche der Sonneneruptionspanik, was die Anspannung noch vergrößerte.

Ungewöhnliche Sonneneruptionen hatten Störungen bei Satellitenübertragungen, Radiosignalen und Transformatoren im Stromnetz verursacht. Natürlich war es nicht so dramatisch, wie es die Kabelsender darstellten – auf Fox News oder CNN gewann man den Eindruck, auf der ganzen Welt seien die Lichter ausgegangen, dabei erlebte das Land nur ein paar Störungen bei einigen Internetdiensten und GPS-Anbietern. Meine Schwester Jennifer und ich texteten oft und beschlossen, trotz der Internetprobleme in Kontakt zu bleiben. Wir schickten uns also die kitschigsten Postkarten, die wir finden konnten – vorzugsweise von Tankstellen oder Restaurants. Aber nun war das mit dem Internet doch störend, denn so konnte ich auf dem Weg nach Arizona nur wenige Anrufe mit Beamten in Nogales tätigen, um die Vorfälle zu besprechen.

Ich kam dort an einem glühend heißen Dienstagnachmittag an; als ich den Flughafen verließ, um ein Taxi zu finden, traf mich die heiße Luft wie ein Schlag ins Gesicht. Mein Kontakt in Nogales war Dr. Hector Gomez, der Leiter des städtischen Gesundheitsamtes, der ebenfalls als Coroner diente – wir wollten uns im Leichenschauhaus treffen, damit ich mir besagte Tote ansehen konnte. Ich schleppte drei Koffer mit, zwei davon enthielten meine Ausrüstung. Darunter befand sich mein Hazmat-Anzug und andere Schutzkleidung. Die CDC-Regeln besagten, dass ein Untersuchungsbeamter bei der ersten Besichtigung vor Ort einen alles verhüllenden, gegen Chemikalien resistenten Anzug zur Verfügung haben muss. Ich hatte in Betracht gezogen, einen Schutzanzug vom Typ 1 mit integrierter Atemluftversorgung mitzunehmen, aber das wäre vermutlich übertrieben gewesen. Davon abgesehen war er unglaublich schwer.

Das Büro des Coroners war klein und mit billiger Bleifarbe in einem trostlosen Grün gestrichen, die Möblierung war zweckmäßig. In der kleinen Lobby wartete ein junger Mann, den ich für Dr. Gomez hielt, zusammen mit einem weiteren Mann in Polizeiuniform nervös auf meine Ankunft.

Ich streckte die Hand aus und versuchte, älter und erfahrener zu klingen, als ich mich fühlte. »Ich bin Lauren Scott.«

Der Mann mit dem dunklen, buschigen Schnurrbart über den dicken Lippen ergriff sie. »Dr. Gomez. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Dr. Scott. Ich bin froh, dass Sie endlich da sind. Das ist Sheriff Wilson.« Die hochgewachsene Gestalt in der Uniform tippte sich an den Cowboyhut. Der starre Ausdruck auf Wilsons faltigem Gesicht verriet mir, dass er sofort zur Sache kommen wollte.

»Sehr erfreut«, erwiderte ich. »Und nennen Sie mich doch bitte Lauren.«

»Wir sollten sofort beginnen.« Dr. Gomez hantierte nervös mit dem kleinen Notizbuch in seiner rechten Hand herum. Beinahe so, als wäre er versucht, sich Notizen über unsere Unterhaltung zu machen. »Gehen wir in die Leichenhalle, dort können wir uns den Leichnam und die Unterlagen ansehen.«

Ich folgte ihnen durch einen langen Korridor, dann führte eine Treppe hinunter in den Keller. Es roch nach Formaldehyd und Alkohol, Leuchtstoffröhren flackerten in der eiskalten Luft. Es fiel schwer, keine Witze zu reißen oder die Flucht zu ergreifen. Dieses alte Gebäude schien einer Fernsehserie entsprungen. Auf einem Untersuchungstisch lag eine von einem grünen Tuch bedeckte Leiche. Als Dr. Gomez es anhub, fragte ich mich kurz, ob ich nicht besser doch den Anzug getragen hätte oder zumindest eine Schutzmaske. Ich war noch neu in dem Geschäft und davon besessen, mir keine Krankheit einzufangen – ganz im Gegensatz zu den im Dienst ergrauten Veteranen, die die heißen Zonen bestenfalls mit Handschuhen betraten, geschweige denn mit Schutzanzügen.

Ich trat näher an die Leiche heran. Äußere Verletzungen waren keine zu erkennen.

»Wie lange ist sie schon hier?«

Dr. Gomez warf dem Sheriff einen Blick zu, der mürrisch die Unterlippe nach vorn geschoben hatte. »Vierundzwanzig Stunden.«

Im Nachhinein hätte ich bereits in diesem Augenblick Hilfe holen sollen, aber so wandte ich mich nur überrascht an Dr. Gomez. »Sie haben vor drei Tagen wegen einer Leiche angerufen, die an über neunzig Prozent des Körpers Blutergüsse und intradermale Kontusionen aufweist. Ich nahm an, dies sei die Leiche. Ich muss die richtige sehen.«

Sheriff Wilson und Dr. Gomez wechselten einen weiteren gequälten Blick. »Diese Leiche ist nicht länger ... hier.«

Ich starrte sie einen Augenblick lang an, und ich bin mir ziemlich sicher, dass mein Mund offen stand. »Was meinen Sie damit?«

»Anscheinend hat man sie aus dem Leichenhaus gestohlen«, antwortete Sheriff Wilson. »Wir untersuchen das noch. Ehrlich gesagt haben wir keine Ahnung, wie sie hier rausgekommen ist oder wer sie überhaupt stehlen sollte. Ich hoffe, es sind nur ein paar verfluchte Collegestudenten, die einen Streich spielen wollten.«

»Aha«, sagte ich. Ich zeigte auf die Leiche auf dem Untersuchungstisch. »Und wer ist das?«

»Eine weitere Leiche, die wir in der Schlucht gefunden haben und die die gleichen Blutergüsse auf dem Torso zeigte wie die vorherige«, antwortete Dr. Gomez.

Ich beugte mich über die Leiche. Am Kopf hatte man bereits Einschnitte vorgenommen. Ich warf Dr. Gomez einen Blick zu.

»Wir hatten irgendwie das Gefühl, dass wir vorankommen müssen«, sagte er. »Aber dann sind wir zur Vernunft gekommen und haben aufgehört. Entschuldigen Sie.«

»Als ich die Verhaltensregeln gemailt habe, hätte ich nicht an so etwas gedacht.« Ich war verärgert, aber was konnte ich tun? Ich begann mit der äußeren Untersuchung. Die im Moment nur oberflächlich sein konnte. Ich legte mein iPhone auf einen kleinen Tisch und tippte die Aufnahme-App an.

»Keine offensichtlichen Anzeichen von Verletzungen, die auf die Todesursache hinweisen würden. Dem äußeren Anschein nach handelt es sich um eine Frau in den Dreißigern in entspre-

chendem Zustand. Einhundertfünfundvierzig Pfund. Keine besonderen Kennzeichen oder Tätowierungen. Bei der Drehung des Kopfes sehe ich zwei kreisrunde Wunden – Öffnungen – in der Nähe der Arteria carotis, von gleichem Millimeter-Durchmesser und unbestimmbarer Tiefe. Vielleicht ein Biss.«

Ich beugte mich näher heran und nahm einen schwachen Geruch wahr. Ein Blumenduft? Süßlich, aber seltsam unangenehm. Vermutlich billiges Parfüm. Ich rieb mir mit dem Handrücken die Nase. Der Duft hielt sich beträchtlich länger, als mir lieb war. Ich fuhr fort:

»Zur Klärung müsste eine Autopsie durchgeführt werden. Auf den ersten Blick scheint dies aber nicht die Todesursache zu sein, es sei denn, ein Gift wäre injiziert worden. Die Wunden wirken wie Zahnabdrücke, jedoch haben sie keine Ähnlichkeit mit mir vertrauten Bisswunden, weder von Menschen noch von anderen Säugetieren. Ich werde den Körper noch unter Vergrößerung untersuchen. Unter den Fingernägeln befindet sich kein Blut oder Gewebe, aber für weitere Untersuchungen wird ein Abstrich erfolgen. Die Zähne scheinen in gutem Zustand zu sein, zwei der oberen Backenzähne sind jedoch offenbar gelockert. Spekulationen über die Ursache sind zum jetzigen Zeitpunkt sinnlos. Eine chemische Analyse von Haaren und Blut muss sofort durchgeführt werden. Die Augen zeigen keinerlei Hinweise auf Hämangiome oder Petechien. Die Obduktion und die Untersuchung des Gehirns wird morgen früh durchgeführt.«

Dr. Gomez reichte mir eine Spritze. Ich nahm Blut- und Speichelproben, die ich in die Behälter für biogefährdende Stoffe gab. Ich hatte Probleme, genug Blut zu entnehmen. Ein einfaches Tasten zeigte, dass die Leiche ungewöhnlich blutleer war. Vielleicht vorzeitige Gerinnung. »Wo kann ich diese Proben schnell untersuchen lassen?«

»Die Universität von Arizona in Santa Cruz hat ein kleines Chemielabor«, sagte Dr. Gomez. »Ich kann heute Abend jemanden hinfahren lassen, die Labortechniker schulden mir noch ei-

nen Gefallen. Sie können es schnell machen. Es wird zwar keine besonders detaillierte Analyse sein, aber es ist ein Anfang.«

Ich blieb im Korridor stehen und wandte mich an den Sheriff. »Ich habe da eine Frage. Haben Sie menschliche Ursachen ausgeschlossen, bevor Sie mich angerufen haben? Ich meine, so etwas wie Mord oder dergleichen?«

Sheriff Wilson nickte. »Klar, aber die erste Frau war tot. Ich meine, es gab keine Vitalzeichen. Dann steht sie auf und verschwindet! Hector hat eine Haarprobe ins staatliche Kriminallabor geschickt, und dort sagte man uns, es gäbe ein paar nicht identifizierbare Substanzen oder dergleichen. Sie wollten, dass wir die Gesundheitsbehörde in der Hauptstadt informieren. Irgendjemanden mussten wir anrufen. Eine Bundesbehörde. Hector hier – ich meine Dr. Gomez – war der Ansicht, wir sollten das CDC rufen. Das nächste auf der Liste war das FBI.« Er lächelte. »Das tun wir vielleicht trotzdem noch.«

»Danke.« Ich versuchte noch immer, alle Gedanken, die mir im Kopf umherschwirrten, unter einen Hut zu bekommen. »Ich richte mich erst einmal im Hotel ein. Lassen Sie uns dann zu der Schlucht fahren, wo man die Toten gefunden hat.«

Sheriff Wilson und Dr. Gomez nickten nur, während sie sich beide an der Wange kratzten.

Ich nahm mir ein Zimmer in einem schmuddeligen La Quinta, nicht allzu weit von der mexikanischen Grenze entfernt. In dieser Stadt gab es keine sehr große Auswahl. Ich warf meine Koffer aufs Bett und versuchte dann, ein Nickerchen zu machen, obwohl die ins Fenster eingebaute Klimaanlage wie ein kaputter Auspuff röhnte. Ich musste ausgeruht sein, wenn die Ergebnisse der Toxikologie kamen. Hoffentlich trafen sie eher früher als später ein.

Schon zu diesem Zeitpunkt war die Situation äußerst merkwürdig. Wer sollte eine Leiche aus dem Leichenschauhaus stehlen? Auch die Bisswunden fand ich seltsam. Und wo war das ganze Blut geblieben? Da hatte ich mich all die Jahre bemüht,

Blut aus dem Weg zu gehen, und jetzt wünschte ich mir mehr davon. Immer ging es nur um Blut. Ich dachte an Macbeth: »Je näher am Blut, so näher am Verderben.« Ich glaube, das hat mein Vater mir beigebracht. Im Nachhinein erscheint es umso passender, da ich mich seither ununterbrochen in Blut gebadet fühle.

Ich schickte die Bilder an mein iPad und stellte Ermittlungen an, welches Tier eine solche Wunde hinterlassen könnte. Außerdem versuchte ich, den lockeren oberen Backenzähnen eine Bedeutung zu entlocken. Welche systemische Erkrankung könnte dies verursachen? Diabetes und Krebs waren die offensichtlichen Kandidaten, aber der Körper erschien bei guter Gesundheit, also schloss ich diese Möglichkeiten aus. Eine andere Autoimmunkrankheit konnte ein Faktor sein, aber das würde weitere Tests erfordern. Ich nahm mir vor, daran zu denken, eine Gewebeprobe nach Atlanta zu schicken. Das war mein erster Soloauftrag; ich durfte nichts außer Acht lassen.

Gerade hatte ich den Kopf auf das flache Kissen gebettet, als mich ein Klopfen an der Tür beinahe senkrecht hochschießen ließ.

»Dr. Scott? Hier sind Sheriff Wilson und Dr. Gomez.«

Ich entriegelte die Tür und öffnete sie. Beide sahen wie Verkörperungen von Scham und Frustration aus.

»Tut mir leid«, sagte der Sheriff. »Wir haben versucht anzurufen, aber Ihr Handy muss stummgeschaltet ...«

»Was ist passiert?«, unterbrach ich ihn. Zu diesem Zeitpunkt war ich vermutlich übermüdet. »Sind die Resultate schon eingetroffen?«

Wilson sah Gomez an, als würden sich beide vor der Antwort drücken wollen. Der Sheriff gewann den stummen Kampf. »Die neue Leiche. Sie ist ... Nun ja, sie ist nicht länger im Kühlhaus«, sagte Dr. Gomez.

Auf dem Weg zum Leichenschauhaus versuchte Sheriff Wilson, das Ganze zu erklären. »Bei uns wurde noch nie eingebrochen.«

Das war meiner Meinung nach eine zweifelhafte Leistung. »Das ist aber noch nicht alles«, fuhr der Sheriff fort. »Der Posten an der Hintertür hat ausgesagt, die Frau sei auf ihn zugekommen und hätte mit einem chirurgischen Hammer auf ihn eingeschlagen. Danach weiß er nichts mehr.«

»Entschuldigung. Welche Frau?«

»Die Frau, die Sie gesehen haben. Die Leiche vom Tisch.«

Ich lachte. »Was? Das ist unmöglich.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille im Wagen. Es war wie bei einem Film in der Endlosschleife, alle paar Meilen stand ein identischer Riesenkaktus am Straßenrand.

Als wir beim Leichenschauhaus eintrafen, untersuchte dort gerade ein Deputy den Tatort, den wir vor wenigen Stunden verlassen hatten. Der Mann sah aus, als würde er seine Schlüssel suchen. Mein Blick fiel auf den leeren Tisch, dann auf die Dinge aus dem Regal, die wie nach einem Erdbeben überall auf dem Boden verteilt waren. Auf dem Tisch lagen eine Rolle Verbandsmull und eine Schere.

Wilson entging mein Blick nicht. »Der Deputy hat gesagt, der Kopf der Frau sei bandagiert gewesen.«

Ich tauschte einen Blick mit Dr. Gomez. Er zuckte nur mit den Schultern. Wir gingen hinüber in den anderen Raum, wo ein weiterer Deputy, der nicht älter als neunzehn aussah, mit verbundenem Kopf auf dem Boden saß. Er wiederholte bereitwillig die Geschichte, während er sich ein Kältepack an die Schläfe hielt: »Eben noch war ich allein, dann war da plötzlich diese junge Frau ...«

»Die mutmaßliche Leiche«, sagte ich.

Er nickte langsam. »Ja. Sie. Sie stand neben mir. Ich aß gerade einen Twix. Die Frau, sie ...«

»Die mutmaßliche Leiche«, wiederholte ich.

Der Deputy hielt inne. Nervös blickte er zum Sheriff, dann fuhr er fort. »Ja. Die mutmaßliche Leiche. Sie trug Hosen. Und ein Sweatshirt. Keine Schuhe.«

»Im Korridor steht ein Spind«, sagte Sheriff Wilson. »Der

wird von den Angestellten und Deputies benutzt, die im Leichenschauhaus Dienst haben. Er wurde aufgebrochen. Genau diese Kleidungsstücke fehlen.«

»Ich wollte sie fragen, was sie hier macht, aber irgendwie wollten die Worte nicht rauskommen.« Der Deputy legte die Stirn seines schmalen Gesichts in Falten. »Und dann hatte ich sie endlich angesprochen, als mein Kopf mit dem Hammer Bekanntschaft machte.«

Ich nickte und gab mir alle Mühe, nicht angewidert dreinzuschauen. »Diese andere Leiche, die gestern verschwand. Gab es irgendwelche ...«

Sheriff Wilson antwortete, noch ehe ich zu Ende gesprochen hatte. »Da fehlte auch Kleidung aus dem Spind.«

Ich konnte mir den Gedanken nicht verkneifen, dass der Deputy selbst halb tot aussah, so als wäre er auf Meth. Was nicht nur an dem Hammerschlag gegen seinen Kopf liegen konnte. Vermutlich war gutes Personal schwer zu finden. Da es nichts anderes zu tun gab – die Ergebnisse der vorläufigen Tests lagen noch nicht vor, es gab keine Leiche zu untersuchen, und alle waren hellwach –, fuhren wir hinaus in die Wüste zum Fundort der Toten.

In der Wüste war es noch dunkel, aber ich kann nicht beschreiben, wie dunkel es in Grenznähe in der Wüste wirklich wird. Wir befanden uns nur zehn Minuten vom Leichenschauhaus entfernt, und es hatte den Anschein, als hätten uns die Autoscheinwerfer in eine andere Welt geführt, die dem schwarzen Himmel näher war. Auf einer niedrigen Anhöhe hielten wir an, vor einem zweieinhalb Meter hohen, mit Stacheldraht gekrönten Metallzaun, vor dem alle paar Meter Zementpoller aus dem Boden ragten. Aus dem Süden kam ein kalter Wind; weder Vögel noch Tiere waren in Sicht. Vermutlich war das die Grenze – irgendwie ziemlich enttäuschend. Ich verließ den Streifenwagen und entdeckte zu meiner Überraschung, dass der Boden mit Gras bedeckt war. Kein Wüstensand.

Sheriff Wilson schlug mit der Hand gegen den Zaun. »Auf der anderen Seite wären Sie in Mexiko. Macht keinen großen Unterschied, was?«

So weit mein Blick reichte, erschien hinter dem Zaun alles ziemlich gleich. Ich konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass mich irgendwo aus dieser dunklen Ferne etwas anstarrte. Ich strengte die Augen an, um besser sehen zu können. In der Prärie fühlte ich nur Jahre voller Nichts. Es ließ mich frösteln und husten.

Die Scheinwerfer erhellten die niedrige Grube neben dem Zaun. Der kalte Wüstenwind bereitete mir eine Gänsehaut. Ich ging vor der Grube in die Hocke, sah aber bloß feuchte Erde. Dr. Gomez kauerte sich wie ein Baseballfänger neben mich und strich mit der Hand über den Boden.

Ein Lastwagenfahrer, der Computerschrott transportiert hatte, war gezwungen gewesen, wegen eines Motorschadens am Straßenrand anzuhalten. Er hatte die Leiche entdeckt. Niemand vermochte zu sagen, warum er diese abgelegene Route benutzt hatte, allerdings meinte der Sheriff, es bestünde der Verdacht, dass der Mann illegale Fracht transportiert hatte. Der Lastwagenfahrer hatte am Straßenrand auf den Abschleppwagen gewartet, als ihm eine Gestalt aufgefallen war, die schnell davonrannte. Dann hätte er ein Stück weit entfernt eine Hand gesehen. Als er sich das näher anschauen wollte, fand er die Leiche.

»Die Grenzpatrouille traf vor dem Abschleppwagen ein.« Sheriff Wilsons Stimme klang körperlos und vom Scheinwerferlicht entrückt. »Die Beamten blieben bei der Toten, während sie den Zaun überprüften. Sie riefen uns. Den Rest der Geschichte kennen Sie.«

Ich leuchtete die Gegend mit der Taschenlampe ab. Dann schaufelte ich etwas Erde, die ich analysieren lassen wollte, in einen Plastikbeutel. Ich richtete das Licht darauf. Die Erde erschien rötlich. Ich warf dem Sheriff einen Blick zu. »Ist das getrocknetes Blut?«

Er nahm den Beutel, schob den Cowboyhut zurück und mus-

terte den Inhalt mithilfe seiner kleinen Taschenlampe. »Könnte sein.« Er gab mir die Probe zurück und richtete das Licht auf den Boden. Er strich mit der Hand umher, dann rieb er Daumen und Zeigefinger im Lichtstrahl aneinander. »Verdammt. Das sieht tatsächlich nach frischem Blut aus.«

Ich fragte mich, nach welchen Vorschriften die Grenzpatrouille arbeitete. Aber dann betastete ich mit dem Finger dieselbe Stelle wie Wilson. Im Nachhinein betrachtet sah die ganze Gegend natürlich wie ein aufgebuddeltes flaches Grab aus, aber an diesem frühen Morgen wirkte es wie lockere Erde an einem Zaun. Zu diesem Zeitpunkt wusste noch niemand von dem Massengrab auf der anderen Zaunseite.

Ungefähr gegen fünf Uhr morgens traf ich wieder bei meinem Hotel ein. Ich legte den Kopf auf das harte Kissen und dachte darüber nach, dem CDC ein Update zu mailen. Aber dort war man gerade mit einer weiteren Ebolapanik in Afrika beschäftigt, und in Minnesota hielten sich potenzielle Überträger auf. In den nächsten zwei Wochen würde niemand meinen Bericht lesen, wenn überhaupt.

Ich muss ungefähr eine Stunde geschlafen haben, bevor mich das Handy weckte. Dr. Gomez war am Apparat und sein Ton war drängend. Obwohl, um ehrlich zu sein, in der kurzen Zeit, die ich ihn kannte, hatte er stets so geklungen, als stünde er ein bisschen neben sich.

»Das Labor hat angerufen«, sagte er hastig. »Man will uns sofort sehen.«

Im Labor der Universität von Arizona in Santa Cruz – ungefähr eine halbe Stunde Fahrt von Nogales entfernt –, nahm ich mir einen Kaffee und rührte klumpigen Zucker hinein, während ich mich dem Professor und dem Medizinstudenten vorstellte, die uns erwarteten. Gomez sah aus, als hätte er zwei Tage lang nicht geschlafen. Er schüttelte Professor Chen die Hand, wie einem Bekannten. Chen war ein dürrer, lebhafter älterer Mann mit

einer Professorenfrisur und zerknitterter Kleidung. Sein Assistent, Jimmy Morton, sah aus wie ein Hipster aus dem Besetzungsbüro. Er trug ein rotes Flanellhemd und einen Schnurrbart, der einer verdrehten Krawatte nicht unähnlich von seiner Oberlippe hing. Das Monokel musste er zu Hause gelassen haben.

Chen winkte uns zu seinem Computer. »Wir haben das Blut einem vorläufigen Test unterzogen. Im Moment ist hier nicht viel zu tun, also konnten wir es schnell erledigen, aber eines will ich Ihnen sagen. Das muss sich unbedingt ein Hämatologe ansehen.« Sein Blick funkelte wie ein Feuerwerk. »Bereiten Sie sich darauf vor, die Grenzen Ihres Verstandes gesprengt zu bekommen.« Ein Mausklick, und auf dem Bildschirm erschien ein neongrünes und rotes HD-Bild in tausendfacher Vergrößerung. Es sah aus wie ein Computerspiel. »Ein Lichtmikroskopbild wäre besser, aber natürlich fehlt uns hier eine derartige Ausrüstung.« Mit einem knorrigen Finger zeigte er auf die roten Kreise auf dem Bildschirm. »Sehen Sie sich die Blutplättchen an. Zuerst hielten wir es für eine Sichelzellenanämie, eine uns unbekannte Art. Aber schauen Sie hier. Es ist wie ein klassischer Fall von Leukämie. Doch bei unseren weiteren Tests wurde das nicht bestätigt. Manchmal befindet sich die Probe deutlich in einem Zustand der Hyperkoagulabilität, dann verschwindet der wieder.«

Sheriff Wilson hob die Hand. »Was bedeutet Hyper... was auch immer?«

»Das Blut hat die Tendenz, schnell zu verklumpen«, antwortete Jimmy. Insgeheim betete ich darum, dass er beim Sprechen anfang, seinen Schnurrbart zu zwirbeln. »Das ist schlecht, denn es kann zu lebensbedrohlichen Gerinnseln im Körper führen. Eine Person, deren Blut sich in einem solchen Zustand befindet, hätte überall Gerinnsel in den Adern.«

Professor Chen übernahm; dabei rieb er sich die schwieligen Hände. »Ehrlich, genau daran ist diese Person meiner Meinung nach gestorben.«

»Sie lebt«, sagte ich. Ich warf dem Sheriff einen Blick zu. »Mutmaßlich.«

Chen und Morton starrten uns an, dann wechselten sie einen Blick. »Wie soll das möglich sein? Das ist absurd«, sagte der Professor. Er wartete nicht auf eine Antwort, bevor er fortfuhr. »Sie werden das jetzt nicht glauben, aber das Blut verdünnt sich auf ein Niveau – ich meine, die Zellen zur Blutgerinnung mutieren zu einem Niveau, das Ähnlichkeit mit Ebola hat. Das ist mein Ernst.«

»Richtig«, bestätigte Jimmy.

»Das ist wie eine mir unbekannte Thrombozytose«, sagte Chen. »Die Probe muss für weitere Tests in das Labor der Universität von Arizona geschickt werden. Ehrlich gesagt sollten wir vermutlich Hazmat-Anzüge vom Typ 1 tragen, oder uns das in einem Labor der Sicherheitsstufe 4 ansehen. Ich wüsste nur zu gern, ob ein Niemann-Pick C1 Cholesterin-Transporter für die Übertragung so essenziell ist wie bei Ebola.«

»Ich muss dem CDC schnellstmöglich eine Probe zukommen lassen«, sagte ich. Der Bildschirm hielt mich in seinem Bann. Ich spürte den ersten Adrenalinschub. Hatte diese staubige alte Stadt tatsächlich ein neues Virus zur Welt gebracht?

Sheriff Wilsons Handy klingelte. Er trat zurück, um den Anruf entgegenzunehmen.

»Hämatologie ist offensichtlich nicht mein Fachgebiet«, sagte Dr. Gomez, »aber kann jemand in diesem besonderen Zustand lange überleben?«

»Das ist unwahrscheinlich«, meinte Professor Chen. »Vermutlich gibt es Ausnahmen, wie bei jeder Krankheit, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Organismus das aushält. Ebola tötet innerhalb kurzer Zeit, und das hier ist allem Anschein nach genauso schlimm. Wenn nicht noch schlimmer. Ich kann nur davon ausgehen, dass das die Todesursache war. Aber jetzt sagen Sie mir, diese Frau ist nicht tot? Das halte ich doch für sehr unwahrscheinlich.«

»Da sind wir einer Meinung. Aber es ist passiert«, sagte Dr. Gomez und zuckte mit den Schultern.

Sheriff Wilson trat wieder zum Computer. »Es gibt eine gute

Nachricht. Wir haben eine Spur. Ein Mädchen namens Liza Sole wurde von ihrer Mitbewohnerin als vermisst gemeldet, und sie passt auf die Beschreibung unserer ehemaligen Leiche.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mitkomme?«, wollte ich wissen.

»Ich wollte Sie gerade darum bitten«, antwortete Wilson.

Wir landeten in einem älteren Apartmentkomplex nur drei Meilen entfernt. Die Sonne war aufgegangen, und ich spürte, wie mir jegliche Energie fehlte. Ich sehnte mich nach einer weiteren Tasse Kaffee, war mir aber ziemlich sicher, dass ich die so bald nicht bekommen würde. Seltsamerweise war mir der Geruch von Kaffee früher verhasst gewesen. Er erinnerte mich an die Sommer in Florida im Haus meiner Tante, das immer nach Kaffee roch und so gottverdammst heiß und schwül war. Für mich roch Kaffee nach Langeweile und Moskitos, aber das Medizinstudium verändert jede Gewohnheit und jede lieb gewonnene Ansicht.

Ich zählte in der Anlage ungefähr zwanzig Wohneinheiten – sie war alles andere als groß. Zwei Stockwerke und ein Parkplatz. Das war es schon. Wir stiegen die Treppe hinauf und suchten nach Apartment 221. Oben auf dem Treppenabsatz verfinsterte sich Sheriff Wilsons Miene.

»Was ist los?«, fragte Dr. Gomez.

»Einer meiner Deputies sollte uns hier treffen. Er hat durchgegeben, er sei bereits vor Ort.« Stirnrunzelnd blickte er sich um. »Wissen Sie, wir sind ein kleines County. Ich erwarte, dass meine Männer zur Stelle sind, wenn sie gebraucht werden.«

Wilson klopfte ein paarmal an der Tür, wartete, überlegte kurz und drehte dann den Türknauf. Die Tür schwang auf. Dennoch blieb er unschlüssig stehen. Wir wechselten einen Blick. Mit einem tiefen Seufzen betrat der Sheriff die Wohnung.

»Ich glaube, ich habe da einen Hilferuf gehört«, sagte er mit wenig Überzeugung.

Wir traten ein, und ein seltsam vertrauter Geruch schlug mir entgegen. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich ihn nicht unterbrin-

gen, aber jetzt weiß ich natürlich, dass es der gleiche süßliche Geruch wie sechs Stunden zuvor in Nogales gewesen war. Und natürlich hätten wir uns Schutzmasken aufsetzen sollen, bevor wir eintraten. Bei diesem Einsatz hatte ich bis jetzt so viele Protokolle verletzt, dass es ein Wunder war, dass ich später noch einen Job hatte.

Das Apartment sah aus, als wäre es schnell verlassen worden. Im Fernseher lief irgendeine Realityshow mit Prominenten. Auf dem Tisch im Wohnzimmer standen zwei Teller zur Hälfte verspeistes Sushi, daneben zwei Gläser Wein. Wilson und Gomez warfen einen Blick in die beiden Schlafzimmer, während ich mich in der Küche umsah. Nichts schien zu fehlen. Am Kühlschrank hing eine Karte mit Blümchenmuster, gehalten von einem SpongeBob Schwammkopf-Magneten. Die Überschrift in Druckbuchstaben verkündete: »DINGE, DIE LIZA DIESES JAHR TUN MUSS!!« Ohne nachzudenken, zog ich sie vom Kühlschrank und steckte sie in die Jackentasche. Der Sheriff kam zurück ins Wohnzimmer und blickte sich erneut um. »Kein Zeichen von der Mitbewohnerin oder dem toten Mädchen«, sagte er. Die Frau, die die Vermisstenmeldung erstattet hatte, hieß übrigens Glenda Jones. Nicht, dass das jetzt noch von Bedeutung wäre. Wilson sah mich an. »Die mutmaßliche Leiche.«

Ich versuchte nicht einmal, mein Lächeln zu unterdrücken – und es hatte mein Gesicht noch nicht verlassen, als der Aufschrei von Dr. Gomez den Moment zerstörte. Wir rasten zum Korridor und rannten beinahe in Gomez hinein, der in die andere Richtung lief. Er zeigte hinter sich, worauf der Sheriff die Waffe zog.

»Im Badezimmer«, rief Gomez.

Wilson übernahm die Führung und befahl mir zu warten, aber ich blieb dicht hinter ihm, während wir uns dem Badezimmer näherten. Wilson trat ein und fuchtelte mit der Pistole herum. Es war ein kleines Badezimmer, also blieb ich in der Tür stehen.

»Nein, mein Gott, nein«, sagte Wilson. Er ging neben der Badewanne auf die Knie und steckte die Waffe weg. Ich trat ein und schaute über seine kniende Gestalt hinweg. In der Badewanne lag ein junger Mann in der gleichen Uniform wie der Sheriff. Sein Gesicht war weiß wie Schnee. Die Augen standen weit offen. Er war ganz eindeutig tot. Für den Moment.

Das war der Zeitpunkt, an dem die Geschichte eigentlich richtig losging. Ein Mädchen, das von den Toten auferstanden war, ein toter Deputy und eine vermisste Mitbewohnerin. Später sollte ich mir schwere Vorwürfe machen, dass ich nicht das FBI gerufen und die ganze Gegend sofort unter Quarantäne gestellt habe. Aber die Ereignisse entwickelten sich einfach zu schnell. Von diesem Augenblick in Liza Soles Badezimmer an folgte rasant eins aufs andere.

Natürlich wollte ich in dem Apartment Proben nehmen, aber es war nichts zu finden. Seltsamerweise gab es keine Blutlachen. Die von Dr. Gomez durchgeführte Autopsie erbrachte das Resultat, dass Deputy Shawn Miller durch Blutverlust gestorben war. Gomez verbrachte Stunden mit der Suche nach einer anderen Ursache, aber der Tod konnte nur auf die Entfernung allen Blutes zurückzuführen sein.

In meiner eigenen Untersuchung kam ich zu demselben Schluss. Zwei Löcher in der Halsschlagader wurden als einziger Grund für den Blutmangel festgestellt. Sonst gab es keine Verletzungen, keine Prellungen, Kratzer oder sonstige Platzwunden.

Dr. Gomez konnte es nicht glauben. Nicht einmal mit einem Fleischermesser hätte man das Blut auf so effiziente Weise ablassen können. Diesen ersten Tag verbrachte ich mit ihm zusammen und versuchte zu ergründen, wie man durch die beiden Löcher innerhalb weniger Minuten das ganze Blut aus dem Körper entfernen konnte. Deputy Miller war keine Stunde vor uns am Tatort eingetroffen, hatte seinen Bericht erstellt, sich in der Zentrale gemeldet und dann auf uns gewartet. Es erschien unmöglich.

Die Spuren Mengen Blut, die Dr. Gomez und ich bei dem Toten fanden, wiesen dieselben Indikatoren auf wie die Proben der entflohenen Leiche aus dem Kühlhaus. Die Probe wurde nach Galveston, Texas, geschickt, zur Universität von Texas mit ihrem Biosicherheitslabor der Stufe 4. Sie schien dieselbe Struktur zu haben wie die vorherige Probe. Als man sie allerdings mit einem Elektronenmikroskop untersuchte, zeigte sie eine Mutation, die man als Marburg Virus identifizierte, ein hämorrhagisches Fiebertivirus so schlimm wie Ebola. Meine Vorgesetzten erkannten den Ernst dieser Ergebnisse noch immer nicht, befahlen mir aber trotzdem, vor Ort zu bleiben, für den Fall, dass noch andere Personen Symptome des Virus zeigten. Ich konnte mir ausmalen, wie meine Wohnung in Atlanta nach einem weiteren Monat Abwesenheit aussehen würde. Und wie aufs Stichwort rief mich meine Mutter an. »Lauren, Gott sei Dank! Was ist los? Warum sieht deine Wohnung verlassen aus?«, überfiel mich ihr hysterischer Wortschwall. Ich hatte meine Schwester gebeten, alle paar Tage nach der Wohnung zu sehen, aber es hat noch nie etwas gebracht, eine Zwanzigjährige mit einem neuen Freund darum zu bitten, sich um eine wichtige Angelegenheit zu kümmern.

Es dauerte nur einen Monat, bis in Arizona und dann New Mexico weitere Leichen auftauchten. Allesamt blutleer, und bei allen verschwand zugleich auch eine andere Person aus demselben Haushalt. Den Leichen war entweder das Blut entnommen worden, oder sie zeigten dieselben Bluteigenschaften wie die erste Tote – Liza Sole.

Sole war eine achtundzwanzigjährige Frau aus Dallas, Texas, gewesen, die als Verkäuferin gearbeitet und ein paar Ehen hinter sich gebracht hatte, bevor sie wieder zur Schule gegangen war, um ihren Abschluss an der Universität von Arizona nachzuholen. Aber das war nicht von langer Dauer; sie lernte einen neuen Mann kennen und zog nach Nogales, Arizona, wo sie bei Pizza Hut arbeitete. Wie bei vielen ihrer früheren Beziehungen hielt auch diese nicht lange, und bald zog sie aus dem Haus ihres

Freundes aus. Danach mietete sie sich ein Apartment, für dessen Unterhalt sie eine Mitbewohnerin brauchte. Sie fand welche über Craigslist, die aber meist nur kurz bei ihr wohnten.

Bei der schnellen Ausbreitung des Virus hätte das CDC mehr Interesse zeigen sollen, aber die Behörde war noch immer auf das in Afrika wütende Ebola konzentriert, das von zurückkehrenden Touristen und Beschäftigten im Gesundheitswesen in die Vereinigten Staaten eingeschleppt wurde. Meine Blutzellenkrankheit erhielt keine größere Aufmerksamkeit und eigentlich auch keine Geldmittel. Einen Monat nach dem ersten Vorfall machte man mich zur Leiterin des Nogales-Teams, aber der Begriff »Team« war übertrieben. Es bestand noch immer nur aus mir, die Berichte nach Atlanta schickte. Personal zur Unterstützung gab es keines.

In meinen Berichten erfand ich für das Virus die Bezeichnung »Nogales organic blood illness« (Nogales-Blutkrankheit). Abgekürzt NOBI. Ich hatte Sheriff Wilson seinem Fahndungsauftrag nach Liza Sole den Zusatz hinzufügen lassen, dass das CDC über sämtliche Spuren oder ähnliche Fälle unterrichtet werden sollte, da die Möglichkeit bestand, dass die Verdächtige eine ansteckende Krankheit verbreitete.

Ich konnte meine Vorgesetzten beim CDC jedoch nicht davon überzeugen, vor der Krankheit zu warnen. Eine offizielle Warnung hätte das FBI und andere Bundesbehörden gezwungen, sofort einen Alarm herauszugeben. Jede Strafverfolgungsbehörde im Land hätte Informationen zu NOBI erhalten. Ich will nicht behaupten, dass wir die Verbreitung dann hätten aufhalten können, aber es hätte einen gewaltigen Unterschied gemacht, bevor die Krankheit zur nationalen Gesundheitskrise wurde.

Es hätte Leben retten können.

Ungefähr einen Monat nach dem Vorfall mit Liza Sole ließ sich Dr. Gomez beim Gesundheitsamt von Nogales beurlauben, um sich meiner Untersuchung anzuschließen. Auf eigene Kosten

folgte er mir in verschiedene Städte im Südwesten, um Toten und Vermissten nachzuspüren, die möglicherweise mit NOBI in Kontakt gekommen waren. Bald begleitete er mich in dem Auto, das ich auf Kosten der Regierung mietete, und er erwies sich als große Hilfe und angenehme Gesellschaft.

Anfangs folgten wir der Spur von Liza und der Krankheit durch Arizona. Es kam mir wie der spontane Ausflug zweier Collegezimmergenossen vor, die ihre ganze Habe in ihren Kleinwagen luden. Es fehlte nur die Kühltasche mit billigem Bier. Eine Kleinstadt schien mit der nächsten zu verschmelzen, unsere Akten wurden dicker und der Platz für unsere Kleidung knapper. Zehn Meilen bis zum nächsten Motel, und ich konnte es kaum erwarten.

Ich war völlig erledigt. Als wir ankamen, ließ ich meine Taschen einfach zu Boden fallen und sank auf das einfache Motelbett. Dr. Gomez – Hector – hatte sein Budget schon vor langer Zeit aufgebraucht und schlief in meinem Zimmer auf dem Boden. Er drückte sein dünnes Kissen gegen die rissige Tapete an der Wand. Es tat mir leid, dass Nogales County seine Forschung nicht bezahlen wollte und er dafür seine Ersparnisse verbrauchte. Aber diese Widrigkeiten ließen seine Entschlossenheit, die sich anbahnende Krise unter Kontrolle zu bringen, nur noch wachsen. Bei mir war es nicht anders.

Sein Bett auf dem harten Fußboden sah nicht sonderlich bequem aus. »Hey, Dr. Gomez«, sagte ich. Mit müdem Blick schaute er nach oben.

»Was ist, Dr. Scott?«

Ich wies mit dem Kopf auf das Bett. »Zuerst einmal, warum nenne ich Sie nicht Hector und Sie mich Lauren? Zweitens sehen Sie auf dem Boden wie ein Häufchen Elend aus. Warum schlafen Sie nicht im Bett? Da ist genug Platz für uns beide, und mittlerweile bin ich mir ziemlich sicher, dass ich Ihnen vertrauen kann. Und wenn nicht, prügeln Sie mich. Das schaffe ich bestimmt.«

Einen Moment lang starrte er mich an, als wollte er nicht vom

Boden aufstehen. Vielleicht gehörte er ja zu den asketischen Typen, die sich sämtlicher Ausschweifungen enthielten und jeden Komfort verweigerten.

Doch dann stand Hector wortlos auf und ließ sich aufs Bett sacken. Er drehte sich auf die Seite und umklammerte das Kissen wie einen Rettungsring. Im Handumdrehen war er eingeschlafen. Ich lag angezogen auf der anderen Bettseite und träumte von Blutegeln.

Nach einem Monat hatten wir acht Todesfälle bestätigt, bei denen das Blut abgezapft worden war, und zehn Vermisste. Letztere stellten den verblüffendsten Teil unserer Untersuchung dar. Mir fiel keine plausible Theorie ein, warum ein paar Leute, die mit Liza Sole in Kontakt kamen, einfach verschwanden. Wenn sie sich das Virus eingefangen hatten, hätten sie dann nicht nach kurzer Zeit tot sein müssen? Entführte Liza sie? Folgten sie ihr aus freiem Willen? Brachte sie sie um und vergrub sie an einem abgelegenen Ort?

Aber dann machte Liza Sole endlich einen Fehler und wurde mehr als nur ein Mythos, und all unsere amtlichen Bekanntmachungen zahlten sich aus.

Zu dem Zeitpunkt hatten wir es mit sieben Leichen zu tun, die obduziert und für blutleer befunden worden waren. Es sah aus, als wäre der größte Teil des Blutes entfernt worden und der Rest im Körperinneren verdampft. Bei den Obduktionen fanden wir deshalb nur selten genug Blut, um es mit der Probe von der ehemals toten Liza Sole zu vergleichen.

Die Polizei von El Paso meldete uns eine achte Leiche, die in der Nähe des Grenzübergangs von Ciudad Juarez, Mexiko, gefunden wurde. Ein Polizist auf Patrouille fuhr in seinem Streifenwagen hinter einem leer stehenden Lagerhaus durch eine Gasse, wo er eine Person entdeckte, die sich über einen auf dem Boden liegenden Körper beugte. Der Officer richtete den Suchscheinwerfer auf sie. Die hockende Gestalt sprang auf und rannte mit großer Geschwindigkeit davon. Der Officer wollte nicht glauben, dass ein Mensch so schnell rennen konnte.

Er ging auf die Person am Boden zu. Es handelte sich um einen Mann, aus dessen Halsschlagader Blut spritzte. Bis zum Eintreffen des Krankenwagens war er tot, in der Gerichtsmedizin erinnerte sich jedoch ein Angestellter an das Rundschreiben der Polizei von Nogales. Als Hector und ich eintrafen, überzeugte mein Begleiter den Gerichtsmediziner, einen alten Studienkollegen, ihn an der Obduktion teilnehmen zu lassen. Basierend auf dem Zustand des Körpers und der inneren Organe kam Hector zu dem Schluss, dass das Opfer vermutlich demselben Virus wie Liza Sole ausgesetzt gewesen, aus irgendeinem Grund mit den einhergehenden körperlichen Veränderungen aber nicht zurechtgekommen war.

Allerdings hatten wir noch nicht ermitteln können, wie Liza Sole das Virus ohne offensichtliche schädliche Auswirkungen in sich tragen konnte. Ich hatte eine Krankheit mit einer – inoffiziellen – Sterblichkeitsrate von 50 %, wenn nicht sogar mehr. Eine Krankheit, die einige der Betroffenen verschwinden ließ und andere nach dem Tod zurück ins Leben holte. Und denen, die tot blieben, das Blut entzog.

Dr. Gomez und ich waren so damit beschäftigt gewesen, Toten hinterherzujagen, dass ich nicht einmal Zeit gehabt hatte, gründliche Statistiken anzufertigen. Alles stand planlos in meinem iPad und meinen Moleskin-Notizbüchern, die ich überall mit hinschleppte, aber meine Aufzeichnungen hinkten den aktuellen Fällen Wochen hinterher. Das soll keine Ausrede für die Vorwürfe sein, die man mir gemacht hat; ich gebe hier lediglich Fakten wieder.

Aber dann. In El Paso hatten wir endlich einen Durchbruch. Wir holten Liza Sole ein.

Dr. Gomez und ich entschieden uns zu richtigem texanisch-mexikanischen Essen. Yelp führte uns zu einem Lokal namens El Capitan. »Das beste Restaurant der Gegend«, wurde behauptet. Natürlich war meine ganze Überredungskunst gefragt, um Hector aus dem Zimmer zu locken und dazu zu bringen, seine

mönchsähnliche Hingabe, Liza Soles Weg vorherzusagen, einmal für eine Weile aufzugeben.

»Das ist gutes mexikanisches Essen«, sagte ich und öffnete die Tür unseres Moteltimmers.

»Ich habe zu arbeiten«, erwiderte er.

Ich betrachtete die Akten, die um ihn herum verteilt lagen, als wären sie einem Hurrikan zum Opfer gefallen. Mittlerweile hatte Hector einen ganz schön dichten Bart und schien seit Beginn unserer Reise ungefähr fünf Kilo verloren zu haben. Er trug nur seine Boxershorts und ein schmutziges T-Shirt.

»Sie wollen ernsthaft wieder bei Dairy Queen oder McDonald's essen? Oder sich was aus dem Automaten auf dem Flur holen?« Ich wählte die beste Methode, die ich kannte, um einem Mann Angst einzujagen: Ich verschränkte die Arme und sprach im Tonfall meiner Mutter: »Ernsthaft: Steigen Sie in Ihre verdammten Klamotten und lassen Sie uns mexikanisch essen gehen!«

Er starrte mich einen Moment lang an.

Dann ging er zum Bett und schnappte sich seine Hose.

Kurz darauf saßen wir in einer Nische des El Capitan, tranken Margaritas und knabberten an Chips und Salsa. Das Restaurant war ziemlich alt und heruntergekommen, die roten Lampen über den Tischen tauchten die Separees in einen unheimlichen Schein. Die Vinylsitze waren alt und rissig. Schweigend saßen wir da und hingen unseren Gedanken nach.

Mein Handy summt, und ich ging vor dem zweiten Summen dran. Bevor ich etwas sagen konnte, rief mir schon eine Stimme ins Ohr: »Wo steckst du?«

Es war Jennifer. Ich hätte mir die Anruferkennung ansehen sollen. Mir war sofort klar, dass sie Streit suchte.

»Ich bin unterwegs, Jenny«, erwiderte ich. Meine Gereiztheit schwand, als ich ihre heisere Stimme hörte. Es war zu lange her ...

»Jagst du noch immer diesen Bazillus?«

»Virus«, korrigierte ich. »Also was liegt an?« Dabei kannte ich die Antwort bereits.

»Ich bin diesen Monat etwas knapp, und ich habe mich gefragt, ob du ...«

»Was war es denn diesmal? Ein Musikfestival?«

Am anderen Ende der Leitung trat Schweigen ein. »Zeugs. Du weißt schon.«

»Okay. Ich schicke dir fünfhundert.«

Ich vernahm ein Seufzen. »Danke. Und ruf Dad an. Er beschwert sich immer, dass er nicht weiß, wo du bist.«

»Mache ich«, erwiderte ich. Als sie auflegte, bedauerte ich, sie nicht öfters anzurufen. Ich musste sie so vieles fragen, hatte aber nie die Zeit dazu. Hector sah mich an, sagte aber nichts. Und ich genauso wenig.

»Ich frage mich, wann man uns wegen der nächsten Leiche anruft«, sagte er.

Ich dachte einen Moment lang nach, während ich einen ganz besonders salzigen Chip knabberte. »Wenn das Muster dem Zeitplan folgt ... vermutlich in zwei Tagen. Das scheint so üblich zu sein.« Ich musste lachen. Das ganze Herumsitzen und Nachdenken hätte meinen Vater entsetzt. Er hätte verlangt, dass ich mir die Hände schmutzig machte und etwas unternahm!

»Wahrscheinlich haben Sie recht.«

»An welchem Ort, was glauben Sie?«

Hector schüttelte den Kopf. »Wer weiß? Könnte überall sein.«

Meine Gedanken rasten. »Nicht überall. Es muss ein bestimmter Ort sein. Die ganze Sache scheint nach einem Muster abzulaufen. Wollen wir doch mal sehen, ob wir dem auf die Spur kommen.«

Hector tippte neben seiner Enchilada-Platte mit der Gabel auf den Tisch. »Nach der letzten Stadt ist sie nicht weit gekommen. Vermutlich ist sie per Anhalter gefahren oder hat sich eine andere Möglichkeit gesucht – Gott steh uns bei, wenn sie ein Auto haben sollte.«

»Genau. Meiner Meinung nach können wir mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie nicht mehr in El Paso ist«, verkündete

ich und nahm einen großen Bissen von meinem Flauta. Fett tropfte mir vom Kinn. Einfach göttlich.

»Wir brauchen eine Karte«, sagte Hector.

Unwillkürlich griffen wir beide nach unseren Handys und riefen Google Maps auf. »Sie will nicht nach Mexiko, sonst wäre sie in Nogales über die Grenze gegangen«, sagte ich. »Ich glaube, sie bleibt im Südwesten.«

»Sie wird sich an Städte abseits der großen Highways halten. Ihr bleibt keine andere Wahl. Carlsbad, Las Cruces, Van Horn. Eine davon muss es sein. Aber welche?«

Ich dachte einen Moment lang nach, während ich meine zweite Margarita schlürfte. Ich versuchte, mich an das Inventar von Liza Soles Apartment zu erinnern. Papiere, Quittungen, Notizbücher ... ihr Browserverlauf. Ich schlug mit der Hand auf den Tisch. »Sie ist Künstlerin! Oder zumindest interessiert sie sich für Kunst.«

Dr. Gomez warf mir einen Seitenblick zu. »Und?«

Ich beugte mich ihm über den Tisch entgegen. »Sie sucht nach Städten oder Gegenden, wo sie sich heimisch fühlt oder wo es interessante Leute gibt. An ihrem Kühlschrank habe ich eine Liste mit Dingen gefunden, die sie gerne machen wollte! Dort stand auch, dass sie sich die Künstlerszene in Marfa, Texas, ansehen will.«

»Hm. Klingt dünn. Sehr dünn.« Er starrte auf die Karte seines Handys und deutete mit dem Finger auf die Städte um El Paso. Dann schüttelte er den Kopf und biss die Hälfte seiner Enchilada ab. »Verdammt. Es wäre nicht schwer, dorthin zu kommen, und es liegt am Highway, aber einem eher unbedeutenden, was die Wahrscheinlichkeit verringert aufzufallen.«

Dr. Gomez schaute auf und einen Augenblick lang sahen wir uns in die Augen.

Bei Sonnenaufgang erreichten wir das Marfa Motor Inn. Es war billig genug, dass Dr. Gomez sich ein eigenes Zimmer leisten konnte, und wir entschieden uns, bis Mittag etwas dringend

benötigten Schlaf nachzuholen und uns dann an die Arbeit zu machen. Natürlich wurde aus Mittag drei Uhr nachmittags. Während klopfte ich an Hectors Tür. Verschlafen öffnete er.

»Ernsthaft. Wir müssen los.«

Er nickte. »Ich weiß. Tut mir leid. Aber das habe ich gebraucht. Und jede Wette, Sie auch.«

Wir machten einen Abstecher zum Sheriffbüro – Sheriff Langston Lamar –, um uns vorzustellen und die Situation zu besprechen. Er war etwa Mitte vierzig und gebaut wie ein Linebacker. Abgesehen von ein paar Kneipenschlägereien hatte es in den vergangenen Monaten keinerlei verdächtige Aktivitäten in dem Ort gegeben. Er teilte uns mit, nicht das nötige Personal zu haben, um Deputies für die Untersuchung abzustellen. Sollte sich etwas ergeben, würde er das aber mit Sicherheit ernst nehmen. Er gab uns seine Handynummer.

Zurück im Motel durchdachten wir die verschiedenen Möglichkeiten, die sich uns boten. Hector durchforstete sein Handy. »Okay, es gibt eine Kunstaussstellung, eine Countryband spielt live, und im Stadtzentrum gibt es ein paar Dinner-Veranstaltungen.«

»Meiner Meinung nach sollten wir mit der Ausstellung beginnen. Und uns dann die anderen ansehen, falls wir dazu noch Zeit haben. Sie könnte überall sein.«

Wir zogen uns um, obwohl keiner von uns etwas dabei hatte, das zu einer Kunstaussstellung gepasst hätte. Jeans und Sweatshirt würden reichen müssen. Für alle Fälle packte ich den Schutzanzug in den Kofferraum. In der kühlen Abendluft begaben wir uns zum Ende der langen Hauptstraße zur HiTimes Gallery, einer umgebauten Tankstelle aus einer anderen Ära, die jetzt Hipster-Kunstmäzenen in die Hände gefallen war. Die Sonne war bereits untergegangen, und die Galerie war so voll, als wäre die ganze Stadt gekommen. Die Menge trug ihre Bärte, Flanellhemden und schwarze Kleidung – Cowboy-Chic – zur Schau; man spazierte mit Gläsern in den Händen herum, ohne die Kunst an den Wänden wirklich zu betrachten.

Hector und ich blieben in der Nähe des Eingangs. Gelegentlich sahen wir uns zur Erinnerung ein Bild von Liza Sole auf unseren Handys an. Es war eine handfeste Spur – das spürte ich genau. Wir waren am richtigen Ort. Nach einer Stunde und drei Gläsern Wein schwand jedoch meine Hoffnung. Ich warf Hector einen Blick zu. Plagten ihn dieselben Zweifel? Er musterte die Gäste und die Kunst, ohne sonderlich auf die Eingangstür zu achten. Da wusste ich, dass auch er langsam unsicher wurde. Hatten wir einen Fehler gemacht? Was wollte ich eigentlich mit dieser ziellosen Jagd bezwecken ...

In diesem Moment trat eine Frau ein.

Sie trug eine verblichene und abgerissene Levi's 501 Jeans, die an ihren Hüften und Beinen recht eng saß – und einen schwarzen Rollkragenpullover. Als würde es sie nicht im Mindesten interessieren, dass man in Texas keine solchen Pullover trug. Auf ihrem Kopf saß ein alter Cowboyhut, ein Stetson. Abgestoßene alte Punkrockstiefel vervollständigten das Bild. Sie sah aus wie die junge Patti Smith 1973 vor dem Chelsea Hotel, die vor Wut über eine Gesellschaft raste, die sich um ihre Vision nicht scherte. Der Hut war nach vorn gezogen und verbarg ihr Gesicht. Meine Blicke wurden unwillkürlich von ihr angezogen, und ich sah, dass die andere Galeriegäste sie ebenso anstarrten.

Sie verfügte über eine gewisse Ausstrahlung. Ein Kribbeln im Nacken ließ mich frösteln. Ein süßer Duft trieb mir in die Nase und verwirrte sämtliche meiner Gedanken. Es war wie bei einem Autounfall, wenn man sein Leben wie die Bilder in einem Fotoalbum so schnell an sich vorbeirasen sieht, dass man sich nicht auf eine Erinnerung konzentrieren kann. Es machte mich traurig.

Da war eine Anziehungskraft, die ich nicht in Worte fassen konnte.

Sie war die personifizierte Versuchung.

Bedächtigen Schrittes ging sie zu der Wand mit den ersten Bildern. Dabei schaute sie niemandem in die Augen, aber ihr Blick, so beschattet er auch war, musterte die Anwesenden wie

Beutetiere. Ich sah zu Hector hinüber. Er war wie gebannt. Womit ich sagen will, er sah aus, als wollte er sie verschlingen. »Machen Sie ein Foto – da haben Sie länger was von«, sagte ich zu ihm und stieß ihn mit dem Ellbogen an.

Beinahe wäre er aus der Haut gefahren. »Verdammt! Tut mir leid. Sie ist ein hübsches Mädchen! Auch wenn ich ihr Gesicht nicht richtig erkennen kann.«

Ich weiß nicht, ob es der Hut oder das Gesicht war, oder vielleicht die Tatsache, dass der Hut ihr Gesicht verdeckte – womöglich war es auch nur eine Ahnung. Aber es machte Klick. Mein Foto von Liza Sole und dieses Mädchen stimmten nicht genau überein – die junge Frau in der Galerie war etwas dünner –, aber mein Herz schlug schneller.

Ich beugte mich zu Hector. »Ich glaube, das könnte sie sein.«

Er warf mir einen Blick zu. »Die da?« Er hob den Arm, um auf die Frau zu zeigen. Ich riss ihn nach unten.

»Sehen Sie sich ihr Foto an. Von der Nase abwärts.«

Hector berührte das Handydisplay und studierte es, bevor er sich zu mir neigte. »Mist!«

Ich war noch immer abgelenkt, aber es gelang mir, die Beherrschung zurückzugewinnen. »Ich bleibe hier. Sie gehen nach draußen und rufen den Sheriff.«

»Sind Sie sicher?«

»Sie ist es. Da bin ich mir sicher.«

»Nein, ich meine, sind Sie sicher, dass Sie hier drinnen bleiben wollen, statt draußen zu warten?«

Ich sah ihn nur an. Er verließ die Galerie, um den Sheriff zu rufen.

Mit der Konzentration eines Kunstprofessors betrachtete die Frau das Gemälde eines weißen Vogels auf einer Eiche, deren Wurzeln sich im Boden ausbreiteten. Während ich noch grübelte, was sie daran so interessant finden mochte, drehte sie sich plötzlich um.

Und schaute mich an.

Obwohl ich mich auf der anderen Seite des Raumes befand,

stockte mir der Atem. Ich verspürte nur das Verlangen, ihr in die Augen zu sehen. Es war, als würde sie den Grund meiner Anwesenheit kennen, dass ich nach ihr suchte.

Sie bewegte sich wie eine Katze. Bevor ich mir dessen überhaupt bewusst wurde, schoss sie auf mich zu. Ich wich zurück, aber da rannte sie bereits auf den hinteren Teil der Galerie zu und verschwand in einem Hinterzimmer.

Die Galerie hatte sich inzwischen schon ziemlich geleert, bis auf ein paar Nachzügler, die versuchten, den Bartender zu überzeugen, die Bar noch mal zu öffnen. Ich schrie nach Hector, während ich Liza Sole verfolgte. Ich griff nach der Türklinke zum Hinterzimmer. In dem Moment flog die Tür auf und stieß mich zu Boden. Liza sprang über mich hinweg, während Sheriff Lamar hereinstürmte und seinen Taser zog. Er brüllte sie an, stehenzubleiben, und sie verharrte ganz kurz und bleckte dabei die Zähne wie ein Tier. Dann machte sie einen Satz auf den Eingang der Galerie zu.

Sie schaffte es bis zur Tür, während der Sheriff sie ein zweites Mal anschrie, sofort stehenzubleiben. Überraschenderweise gehorchte sie, bleckte erneut die Zähne und eilte dann durch die Tür.

Die Taserdrähte kamen in dem Moment mit ihr in Kontakt, als Hector sich auf sie warf und ihre Taille umschlang. Mit einer weit ausholenden Bewegung befreite sie sich von den Drähten und Hector, aber draußen auf der Straße wurde sie erneut angegriffen, diesmal vom Sheriff und drei Deputies.

Sie schwang die Fäuste und schlug um sich, aber man konnte ihr schnell Handschellen anlegen. Der Sheriff schrie nach Fußfesseln, aber Liza trat ihm mit dem Absatz ins Gesicht. Plötzlich sprang sie in die Höhe und spreizte die Beine. Die Handschellen zerrissen wie nasses Papier. Sie rannte auf die Straße – direkt in einen heranfahrenden Pick-up Truck hinein.

Mit quietschenden Bremsen kam der Wagen zum Stehen, und der Qualm von verbranntem Gummi lag in der Luft, als sie von der Karosserie abprallte.